

Die Kunstwelt

Nr. 24

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

Aus dem Leben des Arno Strozzi.

Erzählung von Wilhelm Holzamer.

(Fortsetzung.)

Es brauchte diesmal eigentlich der Feierlichkeit nicht, die alles erhielt, was Goujanoff tat. Das Feierliche kam auf ganz anderem Wege von der Clarisse her. Darin ergänzten sich die beiden so merkwürdig.

„Wo Du stehst, Clarisse,“ sagte Goujanoff, „stand vor Dir ein Fremder, den wir verloren haben, und den wir alle suchen. Du wirst ihn kennen, wenn Du sein Werk siehst.“

Dann ging er hin und hob den Vorhang. Clarisse stand wie erschreckt.

In diesem Augenblick ging etwas von ihr aus, als verwandele sich das Atelier, und es lege sich Dämmer über den Raum, und es klinge etwas wie von Andacht und Weihe, das fast fürchtig war. Wir standen rings. War die Clarisse noch welker geworden, als sie es sonst war? Waren denn ihre Augen dunkler? Waren ihre Hände schlanker und ihre Finger sprechender? Fragen in jedem von uns. Sie legte langsam Handfläche an Handfläche und hob die Hände vor die Brust. So stand sie versunken. Sie war nun noch zarter, als sie sonst war. Sie war wie Hauch und Harfenton so zart. Sie war wie blauer Farbenklang, der um silberne Sterne fließt. Das waren die Antworten in uns. Ihre Lider, die sich so selten hoben, gingen weit auf, langsam und sehen, und ihre Augen waren

wie tiefe dunklen Quellen, über die heiße Blüten ihren Duft ausschütten.

Sie atmete schwer — und dann trat sie näher, und ihre Hand strich über den Marmor, als ob sie Lebendiges berühre und Verwandtes liebe.

Es ging uns prickelnd durch die Nerven.

Wir dachten an die Mondnächte, in denen ihre Mutter zu ihrem Marmorbilde gegangen sein sollte. Wir fühlten, es müsse wahr sein, was man erzählte.

„Mir ist, es klingt darin,“ flüsterte Clarisse, „ganz leise, dunkel und schwach, und es klingt immer weiter und verfliegt nicht.“

Dann sahen wir, daß ihr Tränen in den Augen standen.

Goujanoff bedeckte darauf das Bildwerk.

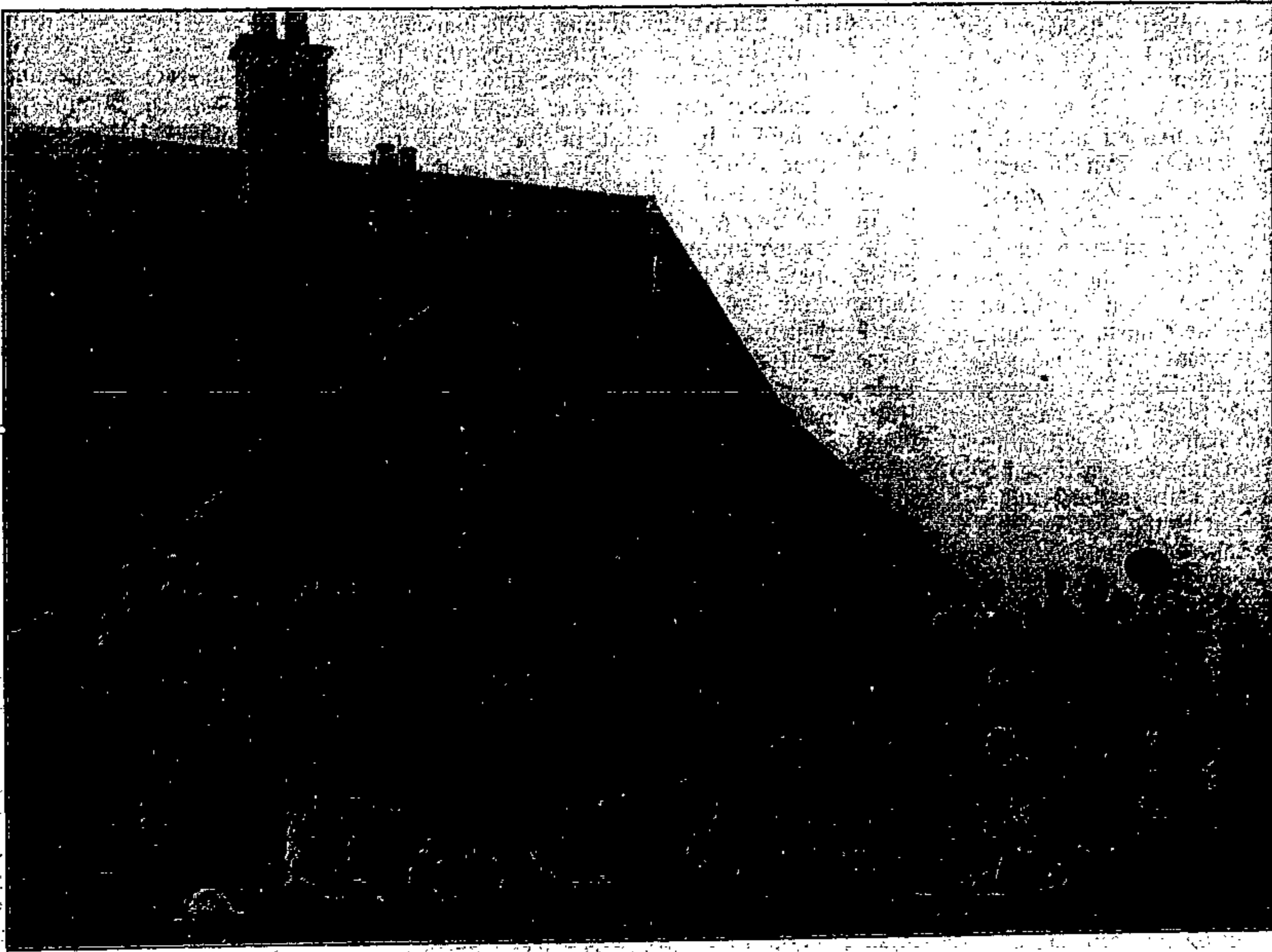
„Du kennst nun den Strozzi, Clarisse?“
„Ja — und er muß weich und gut sein,“ sagte sie kindlich und fast erkreut.

Wir aber sagten zueinander: „Sie ist doch aus Künstlerblut.“

Der Herbst hatte seine Kälte geleert, milde waren die knappen Tage des Winters dahingefrohen. Und nun stand schon breitbeinig der Lenz an allen Ecken und Enden und pinselte die Welt mit seinen bunten Farben an.

Wir hatten herausgefunden, daß die Clarisse kaum lesen und schreiben konnte. Das schädigte unser Interesse und die nachspürende Neugier, die wir für sie hatten, aber nicht im geringsten, ja im Gegenteil, es steigerte sie nur. Die Vermutungen vermehrten sich wie die Ge-

sellschaften von ihr und ihre Jugend und ihr Leben wurden immer mehr ausgeschmückt. Dieses eine lehrte in allem wieder, und alles gipfelte darin: sie war kalt und fühllos, unnahbar. Es war ganz, als verstehe sie das Gefühl der Liebe nicht. Stets war es das Nichtverstehen, das Blindsein, das Verkehr und Freundschaft aufrecht erhalten hatte, so gefährlich auch die Umgebung stets gewesen war, denn Clarisse hatte von Kindesbeinen an nur in der Künstlerwelt, nur in Meisters gelebt. „Sie ist doch nicht blind!“



Englische Campers vor dem Hause des Gründers.

rief gelegentlich der und jener aus, „sie hat doch Augen und Nerven und Athern!“

Aber was man auch sagen mochte, es war kein Erlebnis aufzufinden, das sie von diesem Menschlichen berührt, nur berührt, oder gar, wie das so oft in ihrer Umgebung vorkam, beschämt gezeigt hätte.

So war sie uns merkwürdig und seltsam, ein wenig unheimlich vielleicht sogar, auch ein wenig beunruhigend, und fast in allem ungreiflich. Es drängte zu ihr und drängte von ihr weg, es war ein Werben um sie, ein Suchen in ihr, und es blieb dennoch stets die Scheu vor ihr. Sie war von uns allen geehrt, ja sogar verehrt.

Von Clarisse selbst war nichts über ihr Leben zu erfahren. Nicht, daß sie sich besondere Mühe des Berbergens gegeben hätte, sie hatte so gar nicht den Eindruck eines Lebens, das von Tag zu Tag Inhalt erhält, in dem sich Ereignis an Ereignis reiht und Erinnerung zu Erinnerung fügt. Sie behielt nichts fest. Sie lebte das Leben durchaus abseitig, unbekümmert, fast oberflächlich, ohne ernstere oder schwerere Bewertung, ganz und gar ohne Gestern! Unirdisch, nicht überirdisch, dazu fehlte ihr jede Präntension, aber abirdisch, ohne Willen und Bewußtheit.

Wir haben sie oft mit Fragen gequält.

In die Schule war sie gegangen. Aber man hatte sich wohl nicht viel um sie gekümmert. Sie schien nie eine richtige erste Anleitung erhalten zu haben. So gingen ihr Lesen und Schreiben nicht auf, sie blieb teilnahmslos, vor Rätseln, vor fremden, unmöglichen, unglaublichen Dingen. Sie nahm auch hier nicht teil an dieser Welt. Vielleicht träumte sie.

Manchmal kam es vor, daß ein nichtsagender, äußerer Eindruck, den keiner von uns weiter beachtet hätte, etwas in ihr wachrief, das ihr selbst vielleicht ganz verloren geschienen. Oft war es das Gegenteil von dem, was sie erlebt, was das Erlebnis wieder weckte.

So geschah's am Pfingstsonntag, als wir alle zusammen eine Landpartie machten. Wir gingen ganz auf Genuß und Beobachtung, ganz auf Freude eingestellt, die lange Platanenallee hin, die zu dem Städtchen führte, das unser Ziel war. Einsam lag es und abseits, gleichsam eingehüllt von der Landschaft, wie ein Kind in Mutterarmen. Als wir den ersten Häusern uns näherten, klangen die Glocken. Die ersten Töne zogen über uns hin, schwoollen an und dehnten sich aus. Und Ton klang zu Ton in breiten, vollen Akkorden, die sich stets wiederholten und doch stets eine andere Sprache sprachen. Eine andere Sprache für sich, eine andere jedem einzelnen. Der dachte an seine Jugend, der an Freude, der an Glück, dem zogen Grüße durch die Seele, die in die Ferne gingen, der trauerte um Verlorenes, der frohlockte um Gewonnenes, der hörte Mahnungen und jener Vertrauen und Hoffnung, und wir alle fühlten, daß das Leben still um uns war und daß es jetzt erst gänzlich still um uns geworden im Glockenklingen und daß jeder für sich allein war, mit sich und für sich. Wir fühlten den Feiertag, der außer der Reihe der anderen Tage war, und den jeder allein gefunden zu haben schien, abseits der großen Welt in diesem einsamen, verlorenen, verschwiegenen Tale, darin uns alles noch so rein und lauter vorkam, daß wir gleich Heimat darin hatten, so wie sie eines jeden Leben in seiner Jugendzeit hat, die seine Wurzel ist.

In den Gärten waren die Stimmen der Vögel durcheinander, wie Stimmen der Freude, die sich nur inniger und inniger mischen wollen. Ueber die Mauern hingen die Aeste der Kragensbäume, uralt wie das Städtchen, das wir betreten wollten. Ihre weißen Trauben hingen so klar und rein und schütteten ihren Duft aus — und höher war die Luft, unendlich hoch, und unendlich hoch oben schwamm die klare Bläue des Himmels.

Feiertag war es in uns allen und hohe, helle Freude. Das Städtchen hatte ein altes Tor; ein mächtiger Burgbau aus dem Mittelalter, runde Turmpfeiler links und rechts mit Schießscharten und vergitterten Fenstern, mitten der breite, runde Steinbogen, noch einmal überbaut mit der Wohnung des Torwärters, der hier einst den Dienst versehen. Wir zogen darunter her. Es war ein froher Einzug. Es war ein Drang zum Singen in uns, aber während Melodien sich einstellten, blieben die Worte aus; so entstand nur ein Summen und Surren, und die Freude ankerte sich bei dem einen in einer übermühtigen Geste, der andere schwenkte den Hut, der schwang den Stock, jener umfakte fester den Freund und drückte ihn an sich.

Feiertag und schöne Welt und träumende Vergangenheit um uns.

Plötzlich bleibt die Clarisse stehen.

Wir haben's nicht beachtet und sind weiter gegangen. Aber sie steht noch auf dem gleichen Fleck. Wir kehren zurück zu ihr.

Was gibt es denn? Es ist ja nichts.

An die Mauer gelehnt steht ein kleiner Huhn und ist mit Behagen eine Tüte voll frisch-roter Kirschen leer.

Wir meinen erst, die Clarisse hat ihre Freude an diesem Anblick, wie wir sie auch flüchtig haben, indem wir uns in Gedanken die Kirschen unserer Jugendjahre noch einmal mit dem Kleinen gutschmecken lassen.

Aber die Clarisse bedeckt sich das Gesicht mit beiden Händen und weint.

Sie weint wirklich.

Wir sprechen auf sie ein, wir fragen, wir beruhigen. Wir können nicht begreifen.

Der Kleine hat seine Tüte leer und geht nach einem neugierigen Blick auf uns gravitätisch nach einer Straßbank, auf der er sich setzt und die Beine baumeln läßt. Ihm geht's gut, und das Leben behagt ihn.

Nun erzählt uns die Clarisse unter Schluchzen: „So, mit einer Tüte Bonbons und einer kleinen Fahne bin ich zum ersten Male in die Schule geschickt worden. Ich war so stolz auf meine Fahne und so froh mit meinen Bonbons. Die Fahne wurde mir entzogen, und die Lehrerin warf sie zum Fenster hinaus. Die Bonbons nahmen mir die anderen Kinder ab, und ich mußte zusehen, wie sie sie aßen und sich gut schmecken ließen. Ich bekam gar nichts davon.“

Hier bekam sie mitten in ihr Schluchzen hinein einen Lachanfall. Dann fuhr sie wieder weinend fort: „Mit Schelten und Stoßen wurde ich in eine Ecke gesetzt, beiseite, ganz allein, ich weiß nicht warum, ohne Bücher und Tafel und Geste, unbeachtet und verachtet, ich weiß nicht warum, und das war so bei den Schülerinnen wie bei den Lehrerinnen. Und so blieb es meine ganze Schulzeit. Das taten sie alle mit mir, so viele auch kamen. Die Verachtung blieb mir treu. Und wurde ich in eine andere Schule geschickt, blieb sie mir auch treu. Und überall blieb ich dem Plakate treu, auf den ich in der ersten Schule gesetzt worden war. All die ewiglangen Jahre, bis ich's nicht mehr aushielte und davonlief.“

Der Kleine hatte ihre Erinnerung plötzlich und mit Ungeflüm geweckt, und mit Ungeflüm war das Leid ihrer Jugend in ihr zum Ausbruch gekommen. Wir erfuhren auf diese Weise das Erste und Einzige aus ihrem Leben und wie wenig es war, so genügte es doch, uns erkennen zu lassen, wie dunkel es wohl sein und wie viel des Schmerzens auf sie eingewirkt haben müsse. So, dachten wir in diesem Augenblick, war sie wohl bleich geworden wie eine Kellerblume — und nicht weiß wie der Marmor in der Mondnacht — und ihr Auge war dunkel und gab keinem ein helles Licht, trank nur das Licht der anderen, wie es die Nacht trinkt, die ewig dem Tage feindlich ist. Ihr Körper aber war in der Verstoßenheit geworden wie er war, mager und hager, unentwickelt, kindlich und asketisch fast,

und hatte sich aus seinen Mängeln seine Schönheit gebildet. Eine Schönheit, die merkwürdig war und interessant, mehr zur Neugierde reizte als eigentlich verführerisch lockte, wie alles, was nicht deutlich ausgesprochen ist am Menschen und im Menschen.

Noch eines aber schloß uns dieser Sonntagmorgen am Tore des Städtchens auf. Als Clarisse heftiger wurde in ihrem Weinen, auch noch, nachdem sie ihre Erzählung beendet hatte, nahm sie Goujanoff an beiden Händen, sah sie mit seinen seltsamen Augen, die Trauer und Freude, Strenge und Güte in gleicher Mischung zu haben schienen, fest und fordernd an und sagte: „Du sollst Dich nun beruhigen, Clarisse, Du sollst!“ Dann blieb er still, ließ ihre Hände sinken und strich ihr zart über die Wangen, in die ein leiser, kaum merklicher Schimmer der Rote trat. Als der versiegen war, lächelte Clarisse, und ihre Augen waren trocken. Kindlich-sauft sahen sie Goujanoff an, ergeben und folglos. Er blieb ernst.

Wir setzten unseren Weg fort, und die Clarisse war wie sonst, als sei nichts gewesen, das ihren Gleichakt gestört hatte.

Wir wußten nun aber, welchen Einfluß Goujanoff auf Clarisse hatte und bestaunten ihn deshalb heimlich und mit einem Gefühl, von dem uns nicht klar ward, ob es mehr Mißtrauen oder Furcht sei. Am Ende war ihm wirklich die Gabe verliehen, Macht über die Menschen zu üben und in ihrem Schicksal mitzubestimmen.

Da fiel uns wieder Strozzi ein, nach dem wir die ganze lange Zeit vergeblich gesucht hatten. Ob er mehr von ihm wußte als wir? Ob sein Finger an die Fäden dieses Lebens und Schicksals rührte? Ob er da auch wohl Gewalt üben konnte, wie er es eben mit Wort und Blick getan hatte?

Ach, es war ja Unsinn!

Aber, wenn er die Gewalt haben sollte, so würde er sie nur zum Guten gebrauchen, wie es eben zum Guten gewesen war. Was er Näheres hatte zu einem Menschen als andere, er mißbrauchte es gewiß nicht.

Wir haben Strozzi gefunden.

Seltzam, es war Clarisse, die ihn fand, und die ihn doch nie gekannt hatte. Es hing mit so mancherlei zusammen, Zeit, Umständen, und vor allem mit einer merkwürdigen Gewohnheit der Clarisse. Sie gehörte zu den Menschen, die an keinem Bettler vorbeigehen können. So lange sie noch etwas hatte, gab sie, und da sie nie viel hatte, blieb bald ihre Hand leer. Wenn sie dann einen Bettler schon von fern sah, machte sie einen weiten Bogen um ihn, damit sie nicht angesprochen werden konnte.

Die Straßen waren voll Trubel. Musik und Tanz an jeder Straßenecke, vor jedem Restaurant ein Musikant oder ein Gaukler, ein blinder Sänger, ein Krüppel oder ein alter Bettler. Bettler überall, an den Straßenecken aber ganz besonders, wo der Verkehr am meisten bewegt war. Sie schienen aus dem Boden hervorgeschossen zu sein, und ihre Zahl wuchs immer mehr an.

Wir waren durch viele Straßen gebummelt und von Quartier zu Quartier gefahren. Es war überall anders, und es war doch überall das gleiche. Loben, ausgelassen sein, betteln und — tanzen! Tanz auf der Straße zu der allerentschiedlichsten Musik von der Welt. Schaubuden und Schießbuden, Wädereien und Karussells, Kräfteprober, Sensationen und Schwindelereien. Musik und Lärm, Schreie und Gelächter, Anziehendes- und Abstoßendes, bunte Lichter und bunte Wilder, Lust und Noheit.

Es ging schon stark gegen Morgen, als wir den Heimweg beschloßen. Wir hatten wohl eine Stunde fast zu gehen, aber das machte uns nichts aus. Wir bummelten halt weiter, bis

wir daheim waren. Zudem konnten wir unseren Weg noch dadurch interessant machen, daß wir durch sonst gemiedene Straßen gingen, da wir ja in genügender Anzahl waren, um uns nicht fürchten zu müssen.

Wir waren alle ein wenig von der ausgelassenen Stimmung, die diese Nacht herrschte, angesteckt und benutzten wie alle Welt das Recht, Dummheiten und Neckereien zu verüben und unserer Laune mit aller Freiheit die Zügel schießen zu lassen. Ein paar Modelle, die wir mit uns hatten, konnten des Tanzens bis in die spätesten Stunden nicht satt werden, und wenn auch keine Musik da war, so tanzten wir doch, sangen einfach statt ihrer das Saisongassenlied, um uns die Musik zu ersetzen.

Nun traten wir aus engen, verengten Gassen heraus in eine freiere, breite Straße. Eine zerlumpte Frau stand an der Ecke, ihr wenige Monate altes Kind auf dem Arm, und streckte uns die Bettelhand hin.

Die Clarisse hatte ihr letztes Kupfer, vielleicht ihr letztes Geld, längst verschenkt und wich, das Gesicht abgewandt, nun in weitem Bogen aus. Dadurch kam sie auf der anderen Seite der engen, verlassenen Straße wieder näher. Wir standen noch bei der Frau und suchten unsere Taschen nach Kupfermünzen aus. Da hörten wir einen Schrei der Clarisse. Und gleich nach ihm rief sie der Reihe nach alle unsere Namen. Und danach: „Aber ist das nicht — Goujanoff, so beeile Dich doch! — könnte das nicht —?“

„Was denn, Clarisse?“

„Strozzi!“

Wir riefen ihr ein Hallo zur Antwort. Unser unbändiges Gelächter schallte in die enge Straße hinein.

„Strozzi?“ fragte Goujanoff zurück.

„Sieh selbst zu,“ bat die Clarisse.

„Ein Lump ist's!“ rief einer.

„Ein Trunkenbold!“

„Kommt, geht Eures Weges! Du hast Einbildungen, Clarisse!“

„Es ist ein Wapachel!“ rief eines der Modelle. Da liefen die Mädchen alle davon. Goujanoff hatte sich über den Daliegenden gebeugt. Wir waren nun doch gespannt. Es erschien uns schon nicht mehr so lächerlich, daß er es wäre.

„Ja, es ist Strozzi,“ sagte nun Goujanoff, „die Clarisse hat ihn richtig geahnt. Aber in welchem Zustande ist er, Kinder!“

Wir waren verblüfft. Strozzi! Und daß ihn Clarisse gefunden! Daß sie es geahnt hätte, daß er es sei. Wir hatten ihr ja wohl den Freund oft und deutlich beschrieben — wenn sie ihm sonstwo begegnet wäre, hätten wir es eher verstanden — aber daß sie unter diesen Verhältnissen gerade an ihn dachte! Und daß sie es getroffen hatte, daß er es war!

Der seltsame Zufall gab uns zu denken. Es war etwas Merkwürdiges in diesem Wiederfinden, eine eigenartige Verkettung. Es war uns, als müßten wir darin etwas enträtseln oder etwas deuten können. Und zu all dem kam, daß es wie ein Jubel in uns klang: wir haben Strozzi gefunden! Er ist wieder bei uns, wir haben ihn wieder!

Ja, das ist Strozzi und in einem jämmerlichen Zustande, zerlumpt, betrunken, eine blutende Wunde an der Stirn. Aber es ist Strozzi — es ist sein Gesicht, sein Kopf, es sind seine feinen Hände.

Er ist nicht bei Sinnen. Entweder durch die Trunkenheit oder durch die Verwundung.

Wir nehmen ihn auf, wie man eine Leiche trägt. Am nächsten Brunnen waschen wir ihn. Wir sehen, daß die Wunde nicht sehr tief ist, sie ist anscheinend nicht lebensgefährlich. Er hat sie sich entweder beim Fallen zugezogen, oder er hat einen Schlag erhalten, der mehr vorbeiging als er traf.

Das Resultat dieser Untersuchung war, daß wir den Wiedergefundenen nicht auf einer Polizeiwache verbinden lassen, sondern daß wir ihn in Goujanoffs Wohnung tragen wollten.

Es war ein Zug wie ein Leichenzug. Voraus ging die Clarisse, wie ein Priester, dem ein Sarg folgt. Wir trugen Strozzi an den Armen und Beinen, und Goujanoff hob seinen Kopf. Wir fünf Träger und die Clarisse waren die einzigen die zuletzt noch mit dem Wunden übrig geblieben waren. Die anderen hatten sich unterwegs stillschweigend verloren.

Bei Goujanoff legten wir Strozzi auf das Bett nieder und machten ihm kalte Umschläge.

Schließlich sagte die Clarisse: „Geht Ihr alle fort, ich werde ihn pflegen. Ich glaube, ich kann das. Und er muß gänzlich gerettet werden. Ich glaube, ich kann das auch. Geh auch Du, Goujanoff. Du findest ein Bett irgendwo. Vorläufig laß uns beiden Deine Wohnung.“

„Ja,“ sagte Goujanoff, „wenn Du es willst, Clarisse.“

In seiner Stimme vibrierte ein trauriger Beifang.

„Sei gut, Goujanoff, ich will es.“

Da gingen wir alle. Auch Goujanoff ging mit uns.

Wir gingen bedrückt. Wir wußten nicht, was so schwer auf uns lag. Wir spürten, wenn wir uns auch wegen Strozzi's Zustand noch so eingehend ausgesprochen hatten, wenn wir auch im Ausdruck unserer Gefühle des Bedauerns für das Gegenwärtige und des Hoffens für das Zukünftige noch so rückhaltlos gewesen waren, es war noch etwas, das sich nicht ansprechen ließ und wie ein Dunkel war, das bedrückte.

Goujanoff schloß diese Nacht bei mir.

Als wir zu Bett lagen, sagte er: „Man weiß nicht, ob es ein Glück oder ein Unglück ist, daß wir Strozzi gefunden haben.“

„Ja,“ sagte ich, „vielleicht mehr Unglück!“

Ich fühlte, wie die Müdigkeit mich mächtig in Schlaf zwang.

Da hörte ich Goujanoff noch — und es blieb wie aus einem Traume in der Erinnerung: „Und die Clarisse wird bei ihm bleiben. Sie ist stark. Sie ist stärker als wir meinen. Sie vermag viel. Hörst Du mich denn? Sie vermag viel!“

Ich hörte alles, aber ich konnte nicht mehr antworten. Der Schlaf nahm mir die Sinne.

Ob er in einen Streit verwickelt gewesen, ob es sich, wie hier fast immer, um Dirnen gehandelt hatte, wir haben es nie erfahren.

Wir hatten nun unseren Strozzi gefunden, den armen, verlumpten, herabgekommenen Strozzi. Unseren Strozzi, der uns einst wie ein Wunder erschienen, damals, da er an seinem „Durstenden“ gearbeitet hatte.

Clarisse war bei ihm geblieben. Goujanoff war umgezogen. Clarisse hatte einiges geändert in Goujanoffs Wohnung, was ihr, wie sie sagte, für den Kranken nicht zuträglich schien. Denn Strozzi war ernstlich krank geworden und bedurfte vieler Pflege. Die ließ ihm Clarisse angeeignet wie eine Schwester.

In der kleinen Wohnung war es aber, trotz der Veränderungen, die Clarisse vorgenommen hatte und die mehr aufs Weltliche, das heißt Praktische, hinielten, doch geblieben wie in einer Kapelle. Es war in ihr wie ein verfliegener Duft von Weihrauch, wie ein verlorenes Gemurmel von Gebeten. Man sprach hier nicht laut, man war vielmehr versucht, immer nur zu flüstern. Und nun barg sie noch dazu einen Kranken, das erhöhte die Stille.

Strozzi war lange stumm und verschlossen geblieben. Zeitweise verfiel er in Fieberphantasien. Aber Clarisse war treu um ihn Tag und Nacht.

(Fortsetzung folgt.)

Technik und Seerettungswesen.

Von P. M. Grempe.

Das graufige Unglück der „Titanic“ hat in weiten Kreisen die Frage gezeitigt, ob nach dem Stande der Technik der schrecklich große Verlust an Menschenleben nicht zu vermeiden gewesen wäre? Diese Frage muß man, soweit die Technik als solche in Betracht kommt, entschieden bejahen. Wenn dennoch das Unglück des Riesenschiffes so groß wurde, so darf man eigentlich der Rettungstechnik keinen Vorwurf machen. Der Fehler liegt auf organisatorischem Gebiet! Hätte die englische Gesellschaft der Werft, welche die „Titanic“ baute, einen entsprechenden Auftrag in bezug auf Berücksichtigung genügender Rettungseinrichtungen gegeben, so wäre die Aufgabe technisch erfüllbar gewesen.

Da nun zu hoffen steht, daß durch das Unglück des Riesendampfers die Forderung nach erhöhten Sicherheitseinrichtungen nicht so bald von der Tagesordnung verschwinden wird, so sei im folgenden auf verhältnismäßig billige und einfache Rettungsvorrichtungen die allgemeine Aufmerksamkeit gelenkt. Wir betonen hierbei von vornherein, daß diese Reformvorschläge von einem Praktiker des Seewesens, nämlich von dem deutschen Admiral a. D. Livonius, herrühren. Dieser Fachmann hat die Mittel und Wege zur Vermeidung so schrecklicher Seerunsfälle, wie des zuletzt erlebten, schon vor einem Jahrzehnt angegeben. Leider haben die damaligen Unfälle der „Gneisenau“, „Elbe“ usw. nicht vermocht, die öffentliche Meinung für diese Frage genügend zu interessieren. Da nun in unseren Tagen überhaupt dem Marinewesen allseitig größere Beachtung entgegengebracht wird als in früheren Jahren, so dürfte die Hoffnung berechtigt sein, daß nunmehr auch die Vervollkommnung der Seerettungseinrichtungen im internationalen Verkehr energisch in Angriff genommen wird.

Soll es bei Schiffsunglücken besser werden, so wird man zunächst Livonius durchaus zustimmen müssen, daß als erstes Erfordernis die genügende Bekanntschaft der Passagiere mit den Maßnahmen für die Fälle der Seenot zu gelten hat. Jeder Reisende eines Schiffes sollte daher schon beim Antritt der Fahrt eine gedruckte Instruktion über das Verhalten bei Seerunsfällen bekommen. In diesem Schriftstück müßten die vorhandenen Rettungseinrichtungen, ihre Handhabung und ihr Aufbewahrungsort erwähnt sein. Bei Unfällen würde dann durch ein bestimmtes Signal jeder auf die Gefahr aufmerksam gemacht werden. Da nun alle Reisenden wissen, welches Rettungsboot für sie jeweils in Frage kommt, so würde dem bei Seerunsfällen meist beklagten Gedränge der Passagiere von vornherein die Spitze geboten sein. Um den Zweck, die Reisenden und das Personal systematisch zur Ruhe für den Fall der Not zu erziehen, auch sicher zu erreichen, müßte namentlich in der ersten Zeit der Ueberfahrt täglich die Handhabung der Rettungseinrichtungen geübt werden. Es ist anzunehmen, daß sich diesen zweckmäßigen Übungen jeder der Reisenden gern unterziehen würde. Ja man darf annehmen, daß diese nützlichen und praktischen Übungen recht erwünschte Abwechslungen in das Leben der Passagiere bringen würden. Durch derartige Übungen würde für jedes Rettungsboot die Zuteilung von Passagieren und Personal so eingeübt werden können, daß nicht nur jeder weiß, wo sein Platz ist, sondern man würde auch sofort feststellen können, wer sich nicht eingefunden hat.

In bezug auf die Rettungsboote selbst ist es allgemein üblich, daß diese durch Seegestank überzogene gegen Verschmutzen geschützt werden.

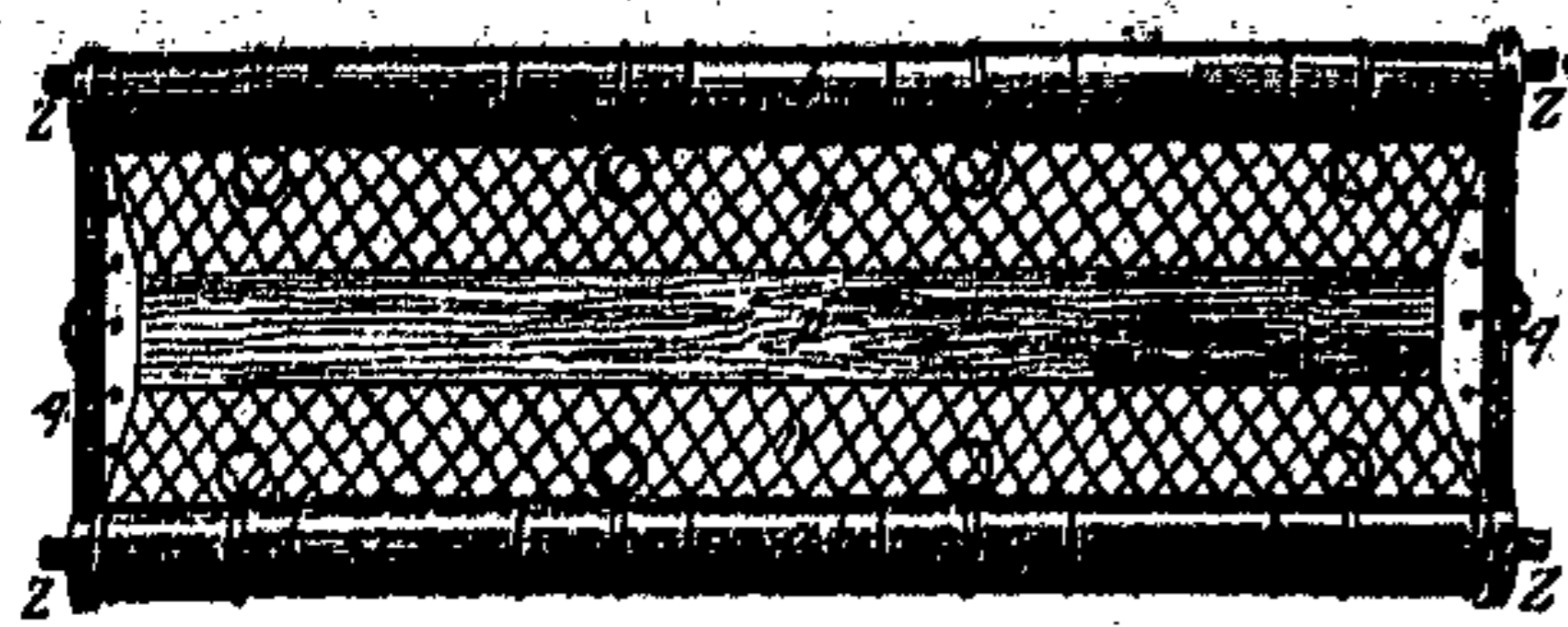


Abb. 1. Notrettungsapparat auf Röhren mit Netzwerk (Spiereapparat).

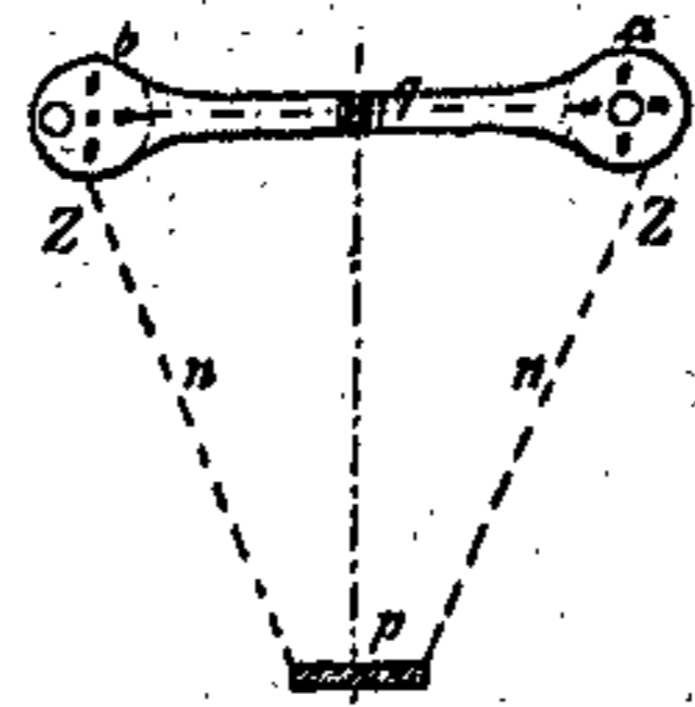


Abb. 2. Spierenapparat im Querschnitt.

Bei der „Titanic“ war ja dank des Schottensystems genügend Zeit, um die Fahrzeuge klarzumachen. Wir erinnern aber an den Untergang der „Elbe“.

Die Rettungsboote müssen eigentlich bei Gefahr recht große Manövrierfähigkeit entwickeln. Man wird daher gut tun, die Rettungsboote mit motorischem Antrieb zu versehen.

Da die Seeschiffe bisher nicht genügend Abstiege (Fallreeps) haben, so müßten auf jeder Seite besondere Nottreppen vorgesehen werden, um ein schnelleres Entleeren von Passagieren bei jedem dem Untergang geweihten Schiff zu ermöglichen.

Wir haben schon hervorgehoben, daß die Rettungsboote allein das Problem nicht lösen. Abgesehen davon, daß neben diesen Fahrzeugen Rettungsringe, Korkwesten usw. immer als wichtige Rettungsapparate eine Rolle spielen werden, wird man auf besondere Notfahrzeuge sein Augenmerk richten müssen.

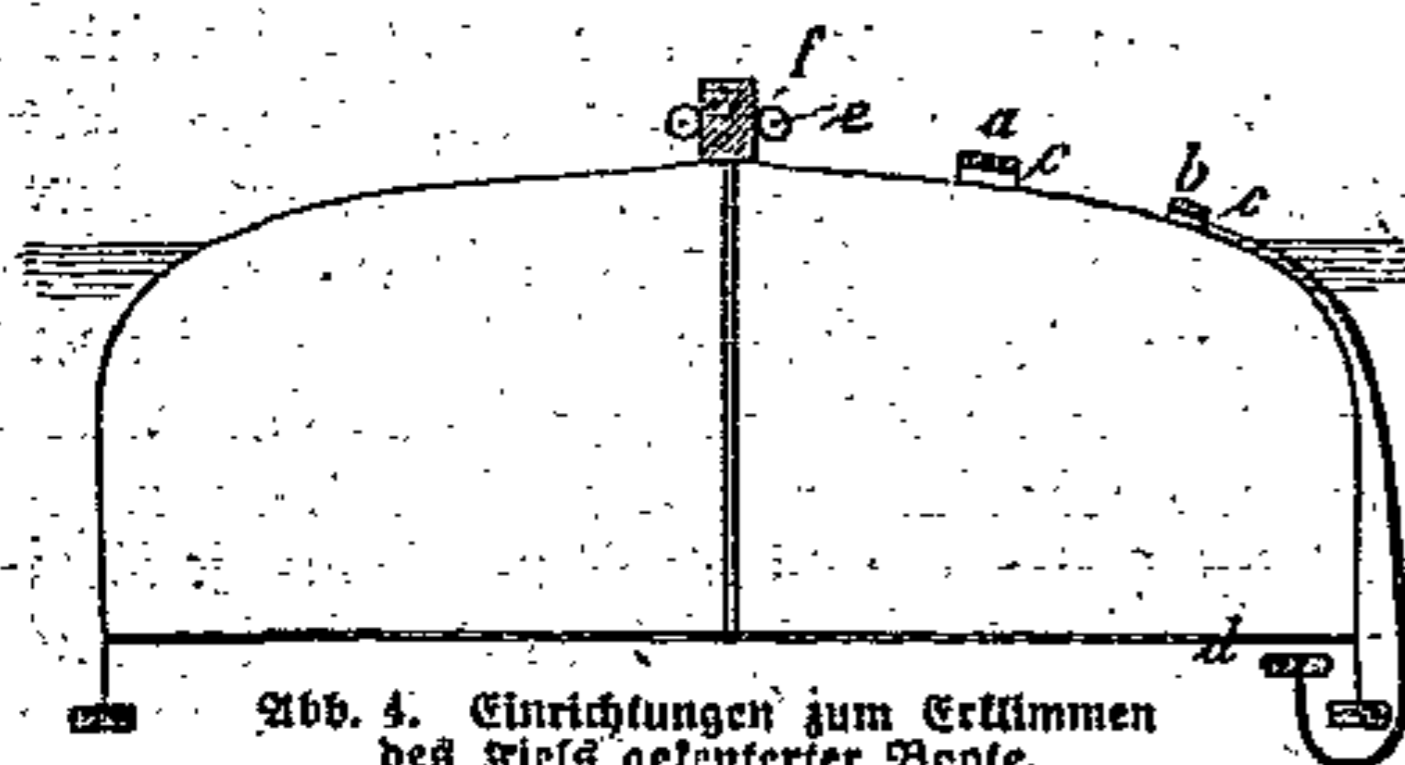


Abb. 4. Einrichtungen zum Erklimmen des Riefs gefalteter Boote.

Auftriebes der luftdicht verschlossenen Röhren eine ziemlich große Tragfähigkeit. Die nach außen schwimmenden Sanfischlingen geben den im Wasser befindlichen Menschen zunächst Gelegenheit zum Festhalten.

Die in diesen Apparat gelangten Personen stehen allerdings mit den Beinen im Wasser. Aber sie brauchen ihre Kräfte nicht durch Schwimmen usw. anzustrengen.

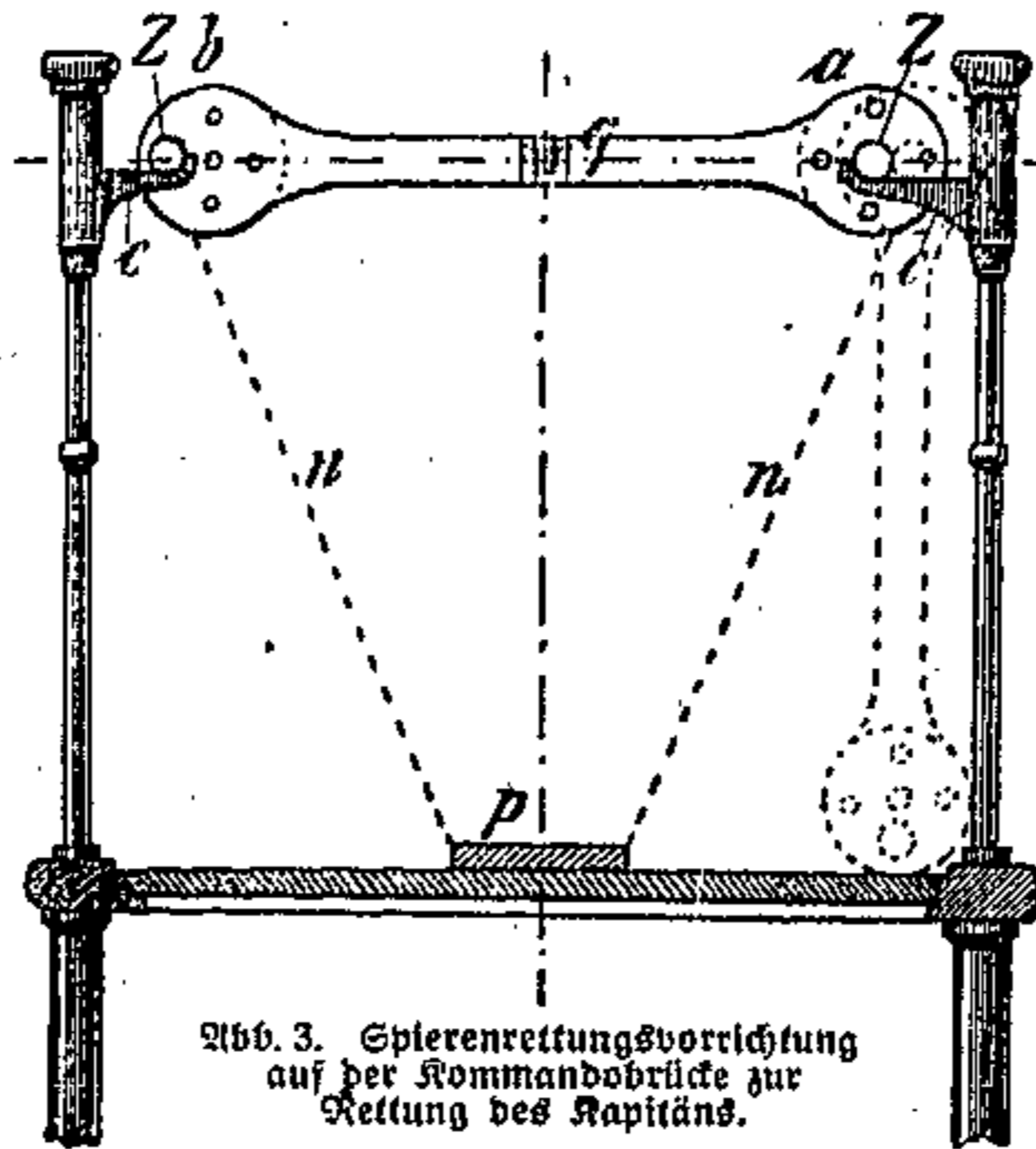


Abb. 3. Spierenrettungsvorrichtung auf der Kommandobrücke zur Rettung des Kapitäns.

nehe noch die leeren Plätze der Rettungsboote besetzt werden können.

Die besprochenen Rettungsvorrichtungen können auf jedem Schiff bequem untergebracht werden, da hierfür wenig Raum erforderlich ist.

Der Gebrauch der Notrettungsvorrichtungen ist ungemein einfach. Ein derartiges Rettungsnetz mag ins Wasser fallen, wie es will.

Das Zusammenfügen mehrerer dieser Rettungsapparate würde ein Rettungsfloß ergeben. Gerade beim Untergang der „Titanic“ hätte man während des stundenlangen Sinkens des Dampfers Zeit gehabt, um derartige Flöße zu verfertigen.

Aus den hölzernen Einrichtungengegenständen des Dampfers hätte man dann auch noch genügend Material zusammenfassen können,

in ein Stützwerk münden, damit man sie auf dem Wasser leicht finden kann. Wird eine derartige Vorrichtung ins Wasser gelassen, so schwimmt sie. Auch entwickelt sie infolge des

um auf den Tragbühnen eine Ebene herzustellen, welche die Schiffbrüchigen dann getragen hätte. Diese hier durchaus durchführbare Maßregel hätte sich zur Vermeidung eines stundenlangen Verweilens im kalten Wasser empfohlen, was bei Benutzung der einfachen Spierenapparate natürlich unvermeidlich gewesen wäre.

Es versteht sich von selbst, daß man ganz allgemein in allen in Betracht kommenden Rettungsfahrzeugen Nahrungs- und Genussmittel sowie Matratzen in wasserdichten Behältern für den Fall der Not versehen sollte.

Mit Hilfe des von Bionius vorgeschlagenen Notrettungsapparates könnte ferner jeder Kapitän eines untergehenden Schiffes gerettet werden. So heroisch dieser Tod auch ist, er muß nach dem Stande der Technik doch als ein überflüssiges Opfer bezeichnet werden. Hat der Kapitän alles getan, um das Leben der ihm Anvertrauten zu retten, so muß zum Schluß dafür gesorgt sein, daß auch dem Schiffskommandanten selbst Rettung wird.

In unserer ersten Abbildung sind Haken erkennbar. Diese haben den Zweck, zur Aufnahme der in wasserdichten Säcken untergebrachten Lebensmittel, Schiffspapiere usw. zu dienen.

Dem Einwand, daß der Kapitän beim Versinken des Schiffes mit in den Strudel gerissen werden würde, ist leicht zu begegnen. Der Auftrieb des Spierenapparates würde groß genug sein, um diesen und damit auch den Kapitän nach kurzer Zeit wieder an die Oberfläche zu bringen.



Abb. 5 u. 6. Einzelheiten der Klappausrichtung.

kaum außer Atem kommen. Man könnte aber auch für diesen Fall einen mit Sauerstoff gefüllten Gummibehälter vorsehen, aus dem dann der Kommandant während des Untertauchens die nötige Lebensluft atmen könnte.

Nicht selten sind auch noch Menschenverluste durch das Kentern von Rettungsbooten zu beklagen. Hier würde ja die schon geforderte, motorische Ausrüstung der Rettungsfahrzeuge eine Minderung dieser Unfälle erwarten lassen. Darüber hinaus müßte man aber auch die gekenterten Boote für Rettungszwecke geeignet machen. Bekanntlich gelingt es kräftigen und geschickten Schwimmern, sich auf den Kiel eines gekenterten Fahrzeuges zu schwingen. Die vierte, fünfte und sechste Abbildung zeigen nun die von Livonius vorgeschlagenen Bootsverbesserungen, durch die es auch ungeschickten Verunglückten ermöglicht wird, den Schiffskiel zu erklimmen. Zu diesem Zweck ist jedes Rettungsboot mit Hautgurten versehen, die den im Wasser befindlichen Personen Halt gewähren können. Diese Rettungsgurte sind an beiden Seiten des Bootes an den Leisten b befestigt und münden in starke Holzkegel d. Durch diese wird erreicht, daß die Gurte auf dem Wasser schwimmen. Da in diesen Rettungsgurten in geeigneten Abständen Anschlingen eingewebt sind, so können sich damit die Schwimmer vor der Ermüdung bewahren und an das Boot näher heranholen. Bei kleinen Booten kann der im Wasser befindliche Verunglückte mit Hilfe dieser Schlingen den Kopf bequem über Wasser halten. Bei größeren Booten wird das Heraufklettern auf den Kiel noch besonders durch die Leisten a und b erleichtert. Diese Längsleisten sind mit Öffnungen e versehen, damit hier die Hände beim Hinansteigen Halt finden. Auch im Kiel sind Öffnungen vorgesehen. Diese dienen zur Aufnahme eines auf beiden Seiten entlanglaufenden endlosen Taues c. Zum bequemeren Anfassen dieses Seiles sind Holzstücke f angebracht, die durch aufgesetzte Bunde in ihrer Stellung erhalten werden. Die auf dem Kiel reitenden Personen finden so mit den Beinen an den Längsleisten a und b Halt, während die Hände an den Drahtseilen e mit den Holzstücken f Anheftungspunkte haben. Man wird den im vorstehenden kurz wiedergegebenen Reformvorschlägen zur Erhöhung der Sicherheit im internationalen Schiffsverkehr sicher die Anerkennung nicht versagen können, daß sie ungemein einfach und zweckmäßig sind. Gerade aber diese Momente dürften die Durchführung der wünschenswerten Reformen ungemein erleichtern. Jedenfalls haben wir es hier mit beachtenswerten technischen Vervollkommnungen zur Erhöhung der Sicherheit zu tun, deren Ausführung so wenig Ausgaben bereitet, daß hierdurch die Herstellungs- und Unterhaltungskosten der Schiffe nur äußerst wenig erhöht werden. Die hier in Betracht kommenden geringen Mehrkosten werden aber offensichtlich auch dann reichlich aufgewogen, wenn sie nur als Aufwendungen für ein erhöhtes Sicherheitsgefühl bei Passagieren und Mannschaften gewertet werden.



Ein Camper in seinem Zelt.

Ein sozialistisches Ferienlager in England.

Von Eugen Prager.

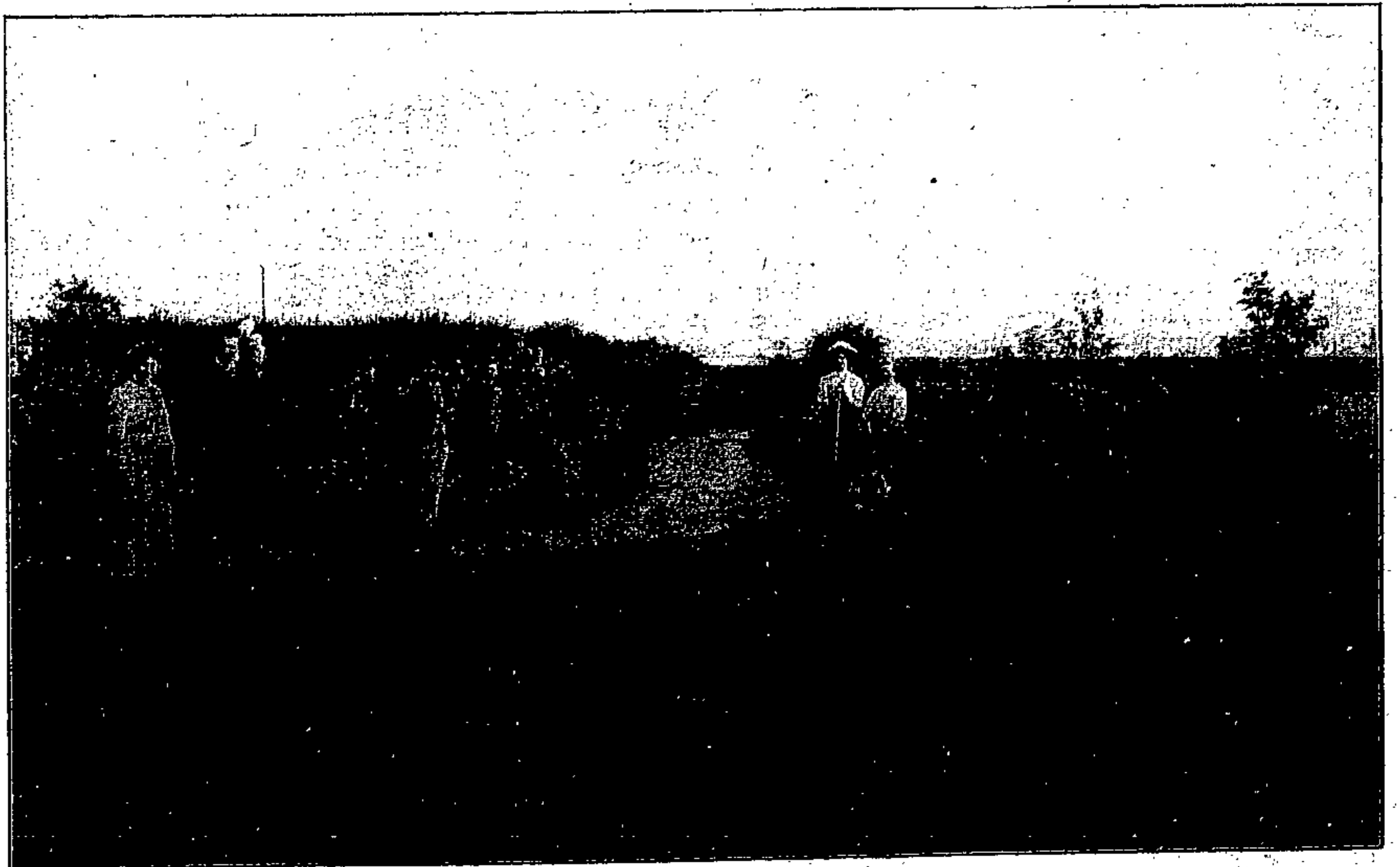
Zum ersten Male war ich in London; aber diese ungeheure Stadt, in dem die Millionen Menschen hin- und herjagen, als wollten sie nicht zu spät zu irgend welchem Glück kommen, hielt mich nur einen Tag fest. Es drängte mich nach Caister, nach dem Socialist Holiday Camp (zu deutsch: Sozialistisches Ferienlager), wo ich meine Ferien verbringen wollte.

An der Londonbrücke, in der Nähe des Fischmarkts, verließ der Küstendampfer, der mich meinem Ziele zutragen sollte, das Stadtungeheuer. Wir fahren das schwarze Themsewasser hinunter, der See zu. Die Towerbrücke geht in die Höhe, um uns durchzulassen, an historischen Riesenhäuten eilen wir vorbei, beobachten rechts und links das Leben im Londoner Hafen, sehen

die schwarzen Maianlagen, hören das Stöhnen der Dampfmaschinen, das Klirren der Krantketten. Und während auf meinem Dampfer mehrere hundert Reisende von Vergnügungen und Ferienfreuden erzählen, fronen zu beiden Seiten des immer breiter werdenden Stromes unzählige Arbeitsklaven im Dienste des Kapitals. Wir legen bei Tilbury an, von wo die großen Passagierdampfer in See gehen, passieren Greenwich, das in mir geographische Erinnerungen aus der Schulzeit wachruft, halten an Southend, einem beliebten Ausflugsort von London, verlassen dann die Themse und wenden uns die englische Küste entlang nach Norden. Von Zeit zu Zeit wird an eines der vielen Seebäder herangefahren; die Passagiere steigen ein und aus, auf den weit ins Meer hinausgebauten Landungsstegen drängt sich viel Volk. Bis zum Abend dauert die Reise; nach 7 Uhr ist der Dampfer an seinem Ziel: Great Yarmouth.

Es war ein herrlicher Sommertag, vom wolkenlosen Himmel leuchtete die Sonne, kam wehte eine Brise, die See war ganz ruhig. Yarmouth ist eine Hafenstadt mit etwa 60 000 Einwohnern, ein beliebter Badeort und Mittelpunkt der englischen Heringsfischerei und Wiedlingsräucherei. Ich kann mich hier nicht lange aufhalten. Von einem Polizisten erfrage ich den Weg zur Straßenbahn nach Caister, und da ich seine provinzielle Aussprache nicht recht verstehe, begleitet er mich fünf Minuten weit und hilft mir und meinem Gepäck in lebenswirdiger Weise in die Tram. Von der Endstation der Straßenbahn in Caister, einem sauberen Dorf, bis zum Camp sind es ungefähr zehn Minuten auf staubiger Landstraße, ein Einwohner macht den Führer und Gepäckträger. Endlich sehe ich eine rote Fahne auf hohem Mast: „Das ist das Camp“, belehrt mich mein Begleiter.

Ich war zuerst ein wenig enttäuscht, das muß ich gestehen. Die lange Dampferreise, allein unter den vielen Menschen des fremden Landes, das düster ausschauende Yarmouth, die staubige Landstraße — all das stimmte mich bang. Aber wie wurde ich wunderbar enttäuscht! Zweieinhalb Wochen konnte ich im Camp verweilen. Wie im Fluge ist mir diese Zeit vergangen, nie habe ich glücklichere Tage verlebt! Geräumige Zeit ist seitdem verstrichen,



Eingang zum Camp und Garten.

aber noch immer gedenke ich in rückschauender Sehnsucht der lieben Menschen, die mir dort zu wahren Freunden geworden sind.

Das Socialist Holiday Camp ist ein ansehnliches Landgut, das vor sechs Jahren vom Genossen Fletcher Dodd für diese Ferienanfiedlung gepachtet worden ist. Die Familie wohnt das ganze Jahr hindurch in einem Landhause; die Gäste werden zu zweien, dreien und viere in Zelten beherbergt. Der Preis ist mäßig: 21 Schillinge, ungefähr 21,50 Mark, die Woche. Die Zelte sind mit einfachen Lagerstätten ausgerüstet, auf denen es sich herrlich schläft. Ein Waschtisch, ein Eimer, eine Wasserkanne und eine Laterne bilden die sonstige Einrichtung. Im Zelt hält man sich nur des Nachts auf, die Mahlzeiten werden im großen Klubraum, einer einfachen Holzhalle, eingenommen, in dem man auch des Abends und bei schlechtem Wetter verweilt. Wer in Ruhe lesen oder schreiben will, geht in die behaglich ausgestattete Lesehalle. Ein weiter Obst- und Gemüsegarten liefert feine Erzeugnisse für die Mahlzeiten; auf einem großen Rasenplatz kann man Krocket spielen oder der Ruhe pflegen. Auch die Tennis- und Kricketplätze fehlen nicht. Den Strand erreicht man in zehn Minuten.

Im Camp traf ich etwa sechzig englische Genossen an; ihre Zahl stieg später bis auf zweihundert. Es waren besser gestellte Arbeiter aus London, Manchester, Lancaster und anderen Industriestädten; unter ihnen befanden sich Postbeamte, Kaufleute, ein Schauspieler, ein Prediger der Landeskirche, ein Lokomotivführer und sogar ein akademisch gebildeter Angestellter aus dem Reichsschatzamt, das jetzt von Lloyd George verwaltet wird. Jeder Neuankommling, besonders ich als Deutscher, wurde mit großer Herzlichkeit empfangen, so daß bald ein inniges Band der Freundschaft alle Campers umschloß. Wir unterhielten uns über Politik, über Probleme des Sozialismus, über die deutsche Arbeiterbewegung, über Kunst und Literatur. Die Liebenswürdigkeit aller Genossen ließ mich glauben, daß ich unter alten Bekannten lebte, trotz der fremden Sprache, die ich anfangs — ich hatte vorher noch keine Gelegenheit gehabt, meine Kenntnisse praktisch zu verwerten — mit einigen Schwierigkeiten gebrauchte. Nicht nur der Menschheit große Gegenstände werden hier verhandelt; man scherzt und singt viel, und die Abende, bis die Glocke elf schlägt, gestalten sich

stets zu unterhaltenden Konzerten und Tanzvergünstigungen. Nach dieser Zeit soll im Lager alles still sein.

Des Morgens um 1/8 Uhr bläst Genosse Dodd in seine Trompete; aus verschiedenen unbestimmbaren Tönen entringt sich ihr schließlich ein eigenartiges Marinsignal: das Zeichen zum Aufstehen. Um 8 Uhr wird das Frühstück eingenommen, um 1 Uhr gibt es Mittagessen, um 5 Uhr ist die Teestunde; den Beschluß der täglichen Esserei bildet um 9 Uhr ein einfaches Abendbrot. Die Mahlzeiten werden stets mit sozialistischen Liedern eingeleitet. Es gibt immer reichlich zu essen; die Speisen sind schmackhaft zugerichtet, schnell gewöhnt man sich an einige wenige Eigentümlichkeiten des Landes. Zu der Ordnung des Camps, das sein eigenes Geseß hat, gehört, daß jeder Besucher alle vier bis fünf Tage sich als Mitglied des „committees“ meldet, welches das Geschirr nach den Mahlzeiten zu spülen und für Ordnung zu sorgen hat. Diese Tätigkeit nimmt nur wenig Zeit in Anspruch; die größeren Arbeiten werden von einigen Angestellten besorgt. Das Zelt muß man selber sauber halten, wozu das Bettmachen und das Wasserholen gehört.

Es fehlen im Camp glücklicherweise alle Errungenschaften der modernen Vadekultur; alkoholartige Getränke werden nicht getrunken, ich habe nicht gefunden, daß sie irgendwie vermischt wurden, trotzdem sich nur eine Minderheit der Gäste zur Abstinenz bekannte. Gebadet wird natürlich gemeinsam; als Umkleieräume dienen zwei Ecken des steilen Ufers, je eine für Herren und Damen. Der Strand besteht aus schönem, weichen Sand. Zuerst belustigt sich alles, Erwachsene und Kinder, im leichtesten Wasser, dann begeben sich die guten Schwimmer ein Stückchen ins Meer hinaus oder schwimmen eine Strecke am Ufer entlang. Zuletzt findet sich alles zu Spiel und gemeinsamem Gesang am Strande zusammen, bis die Zeit für eine Mahlzeit gekommen ist oder die Dämmerung hereinbricht. Stets herrschte eine prächtige Harmonie im Camp, niemals habe ich einen Streit gehört, nie ist auch nur ein böses Wort gefallen, niemals hat jemand über einen Anderen in dessen Abwesenheit häßlich gesprochen. Ich trug immer das Glücksgefühl mit mir herum: so muß es in der sozialistischen Gesellschaft aussehen!

Folgender bezeichnender Vorfall sei erzählt: Wir hatten zu ungefähr 40 Personen, Männer,

Frauen, Mädchen und Kinder, einen Ausflug nach einem breiten Fluß in der Nähe gemacht. Nach einer längeren Ruderpartie landeten wir an einem Bauerngut, in dessen großen Obstgarten wir ein Picknick veranstalteten. Ich ging nach heimatischer Gewohnheit, während der Farmer Milch herbeiholte, in die Beerensträucher. Aber kaum hatte ich einige Früchte im Munde, als ein englischer Freund mich bald wieder herauszukommen. Zu meinem Erstaunen bemerkte ich nun, daß keiner der anderen daran gedacht hätte, auch nur eine einzige Beere fortzunehmen, ich war der alleinige Sünder. Auch sonst machte ich die Beobachtung, daß in England die Achtung vor dem anderen und dessen Eigentum viel größer ist, als bei uns.

Der Besuch des Camp wächst von Jahr zu Jahr in erfreulicher Weise; vor drei Jahren waren 200 Menschen dort, ein Jahr später 400, voriges Jahr wird die Zahl der Besucher wohl auf 800 gestiegen sein. Der Ueberschuß kommt der Independent Labour Party zugute; im Jahre 1910 erhielt sie 1800 Mk. Man hat nur wenig Gelegenheit, Geld auszugeben; das Trinkgeld untrefen ist unbekannt. Hin und wieder wird ein Ausflug in die Nähe gemacht, wobei die Genossin Dodd für die gute Ausstattung der Picknicks aufs trefflichste sorgt. Sonnabends und Sonntags finden in Plymouth in der Regel öffentliche Versammlungen der I. L. P. auf dem Marktplatz oder sonstwo unter freiem Himmel statt, die von den Campers durch Besuch gern unterstützt werden.

Mit Wehmut nahm ich vom Camp Abschied. Gleich mir wird wohl mancher von unseren deutschen Freunden den Wunsch hegen, einige Zeit unter englischen Genossen zu weilen. Es wird ihnen sicherlich im „Camp“ gefallen. Freilich muß man einige Kenntnisse der englischen Sprache haben, sonst steht man etwas außerhalb der Geschehnisse. Die Reise ist verhältnismäßig billig; von Hamburg etwa 50 Mk., von Köln ungefähr 40 Mk. für Hin- und Rückreise. Die Genossen der ganzen Welt sind von unseren englischen Freunden eingeladen: „Die Freuden unseres Lagerlebens mit zu erleben, das nicht nur die Gesundheit des Körpers und des Geistes fördert, sondern auch durch den Geist der Kameradschaftlichkeit dazu beiträgt, neue Freunde zu werben, und die Energie zu stärken, mit der immer wieder frische Rekruten für unsere Bewegung gewonnen werden.“

Der Sträfling.

Novelle von W. C. Morrow. Autorisierte Uebersetzung von H. Felle.

Die Aufsichtskommission der Strafanstalt war im Gefängnisgebäude zusammengetreten; sie hatte gerade die Gesuche und Eingaben einer Anzahl Sträflinge erledigt, als der Direktor erklärte, man habe nun alle gehört, die Wünsche vorzutragen hätten. In diesem Augenblick machte sich der Zwang und das Unbehagen, die die ganze Sitzung beherrschten, noch auffälliger bemerkbar.

Der Vorsitzende, eine kraftvolle, energische, imponierende Erscheinung, warf einen Blick auf den Zettel, den er in der Hand hielt, und sagte zu dem Direktor: „Lassen Sie den Sträfling Nr. 14208 durch einen Wärter holen.“

Der Direktor fuhr zusammen und erblaßte leicht. Es unterlag keinem Zweifel, er war bestürzt und vermochte nur zu stammeln: „Aber er hat doch gar nicht den Wunsch geäußert, vor Ihnen zu erscheinen.“

„Wie dem auch sei, lassen Sie ihn sofort holen!“ versetzte der Präsident.

Der Direktor verbeugte sich gezwungen und befahl einem Wärter, den Sträfling vorzuführen. Dann wendete er sich zu dem Vorsitzenden und sagte: „Ich weiß nicht, was Sie beabsichtigen,

Herr Präsident, indem Sie diesen Mann verhören wollen, und ich habe natürlich nichts dagegen einzuwenden. Bevor er jedoch hier erscheint, möchte ich eine Erklärung über ihn abgeben.“

„Wenn wir eine solche von Ihnen fordern,“ entgegnete der Vorsitzende in eisigem Tone, „können Sie reden.“

Der Direktor ließ sich wieder in seinen Sessel fallen.

Er war ein Mann von hohem Wuchs und mit feinen Zügen — ein intelligenter Mensch mit wohlwollender Physiognomie. Obwohl er gewöhnlich kalt, unerschrocken und Herr seiner selbst war, vermochte er in diesem Augenblick doch eine gewisse Erregung nicht zu unterdrücken, die große Ähnlichkeit mit Furcht besaß.

Eine drückende Stille herrschte im Saale, die nur der offizielle Stenograph unterbrach, der seine Bleistifte anschrägte.

Die Strahlen der untergehenden Sonne glitten zwischen den Fensterrahmen und den Gardinen herein wie schmale, wagerechte Messerflinten, sie trafen gerade den Stuhl, der für den Sträfling reserviert war. Die unruhigen

Blicke des Direktors fielen schließlich auf diesen Lichtstreif; seine Augen starrten unverwandt hinein.

Ohne sich anscheinend an eine bestimmte Person zu wenden, bemerkte der Vorsitzende: „Es ist möglich, sich über die Vorgänge in einem Gefängnis zu unterrichten, ohne daß man sich weder an den Direktor, noch an die Gefangenen zu wenden braucht.“

In diesem Augenblick trat der Wärter ein, gefolgt von dem Sträfling.

Diesem fiel das Gehen schwer, denn an einem Strick trug er die Schleifkugel, die durch eine Kette an seinen Knöcheln befestigt war. Er zählte vielleicht fünfundsiebzig Jahre und mußte wohl von ungewöhnlicher physischer Kraft gewesen sein, denn seine fahle Haut deckte ein kraftvolles Knochengeriüst. Er war von einer häßlichen Blässe, die sich durch Krankheit allein nicht erklären ließ. Er war nicht darauf vorbereitet, hier zu erscheinen. Die nackten Beine sahen aus den durchlöchernten Schuhen hervor, und sein Sträflingsanzug war nur ein unennbares, aus unsauberem Lappen zusammengesetztes Ganzes. Sein Bart und sein graues

Saar waren seit langen Wochen nicht mehr geschoren worden; seine Physiognomie hatte fast nichts Menschliches mehr an sich. Man erriet jedoch eine seltsame Mischung verhaltener Wildheit und unbefugenen Willens. Aus seinen großen, glänzenden Augen sprachen Hunger und Gier. Die Stirn war stark, der Kopf wohlproportioniert, die Nase stark und eckig. Die lange, schmale Nase deutete auf Herrschsucht hin; tiefe Furchen und ergrautes Haar hatten ihn vorzeitig zum Greise gemacht.

Nachdem er sich mühsam in den Saal geschleppt, blickte er sich funkelnden Auges um — wie der Bär, den die Meute zu Boden geworfen. Sein leerer Blick glitt so schnell von einem Gesicht zum andern, daß er noch gar keine Zeit gefunden, sich über die hier anwesenden Personen klar zu werden, als er den Direktor erblickte. Sofort leuchteten seine Augen auf. Er streckte den Hals vor, seine Lippen öffneten sich weit und wurden blau, die Falten um Augen und Mund wurden tiefer. Sein ganzer Körper reckte sich und der Atem stockte ihm. Diese Haltung, die noch unheimlicher wirkte, weil sie unbenutzt war, behielt er, bis die schneidende Stimme des Präsidenten ihm befahl: „Sehen Sie sich!“

Der Sträfling fuhr zusammen, als habe ihn ein Faustschlag getroffen, und sah den Vorsitzenden an. Sein Atem ging mit einem heiseren Pfeifen und ein Ausdruck qualvollen Schmerzes lag auf seinem Antlitz. Er ließ die Kugel fallen, deren Ketten auf dem Boden klirren, und seine langen, knöchigen Finger pressten krampfhaft die Fugen des gestreiften Hemdes auf seiner Brust. Dies dauerte jedoch nur einen Augenblick, denn seine Kräfte waren zu Ende und er sank auf den Stuhl, auf dem er sitzen blieb — wach, doch erschöpft, stumpf und gleichgültig.

Der Vorsitzende wendete sich zu dem Wärter und stellte ihm die Frage: „Warum fesseln Sie diesen Mann, wo er sich doch in einem solchen Schwachzustand befindet und alle anderen ohne eine einzige Ausnahme frei sind?“

„Aber,“ stammelte der Wärter, „der Herr Präsident kennen den Mann gewiß: er ist der gefährlichste und resolute.“

„Das alles wissen wir. Nehmen Sie ihm die Eisen ab.“

Der Wärter gehorchte.

Der Präsident wendete sich nun zu dem Sträfling, und mit wohlwollender Stimme fragte er ihn: „Ist Ihnen bekannt, wen Sie vor sich sehen? Wir sind die Gefängnisinspektion. Wir hören von Ihrem Fall und möchten aus Ihrem eigenen Munde die Wahrheit, die ganze Wahrheit erfahren.“

Der Geist des Sträflings arbeitete langsam und einige Augenblicke verstrichen, bevor er alles begriff. Dann sprach er, langsam, Wort für Wort: „Vermutlich . . . wünschen die Herren, . . . ich solle . . . eine Anzeige machen?“

„Ganz recht, wenn Sie etwas anzuzeigen haben.“

Der Sträfling raffte seine ganze Energie zusammen. Er richtete sich auf und sah den Präsidenten mit seltsamer Starre an. Dann antwortete er klar und fest: „Ich habe keine Anzeige zu machen.“

Die beiden Männer saßen einander gegenüber und sahen sich jetzt schweigend an: langsam schlug die Sympathie — die Sympathie des Menschen zum Menschen — eine Brücke zwischen ihnen. Der Vorsitzende erhob sich und ging um den Tisch herum, der sie trennte. Er legte die Hand auf seine fleischlose Schulter, und mit einem zärtlichen Anflug in der Stimme erklärte er: „Ich weiß, Sie sind geduldig und beklagen sich nie. Sonst hätten wir wohl schon längst von Ihnen gehört. Wenn ich Sie nun ersuche, eine Anzeige zu machen, so bitte ich Sie nur, mir zu helfen, ein Unrecht wieder gut zu machen, wenn einmal ein solches geschehen ist.“

Fünfhundert menschliche Wesen unterstehen in diesem Gefängnis der absolutistischen Herrschaft eines einzigen Mannes. Wenn einer unter ihnen ernstlich Unrecht erdulden muß, so ist es bei den anderen gleichfalls möglich. Ich ersuche Sie einfach im Namen der Menschlichkeit, uns in den Stand zu setzen, den Gefangenen hier Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sprechen Sie wie ein Mann zum Manne und beschreiben Sie nichts.“

Der Sträfling war gerührt und gleichzeitig verlezt. Die Augen fest auf den Präsidenten richtend, sagte er laut: „Es gibt nichts auf der ganzen Welt, vor dem ich mich fürchte.“

Dann senkte er den Kopf: Und indem er ihn sofort wieder hob, fügte er hinzu: „Ich will Ihnen alles sagen.“

Er wechselte die Stellung und ein Sonnenstreif fiel ihm auf Gesicht und Brust, so daß es ansah, als sei sein Körper in zwei Hälften gespalten. Er schien seine Augen an diesem Spiel des Lichts zu weiden. Dann begann er mit langsamer und seltsam eintöniger Stimme: „Ich wurde zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurteilt, weil ich einen Menschen getötet. Aber ich war kein Verbrecher. Ich hatte ihn ohne Ueberlegung umgebracht, weil er mich bestohlen, mich schwer geschädigt hatte. Seit dreizehn Jahren bin ich nun hier. Im Anfang fiel es mir schwer: es brachte mich auf, ein Zuchthäusler zu sein. Aber ich überwand dies Gefühl, weil der Direktor mich verstand und sich gützig zeigte — er machte einen der besten Menschen des ganzen Gefängnisses aus mir. Ich sage dies aber nicht, damit die Herren denken sollen, ich wollte mich über den gegenwärtigen Herrn Direktor beklagen. Ich will ja keine Anzeige machen. Ich bühle nicht um Wohlwollen und fürchte niemand, wie mächtig er auch sein möge.“

„Recht so, aber schweifen Sie nicht ab.“

„Als der Direktor einen braven Menschen aus mir gemacht, begann ich fleißig zu arbeiten. Die Arbeit war eine Wohltat für mich. Nie habe ich gegen einen Punkt der Hausordnung verstoßen. Dann trat das Gesetz in Kraft, nach dem den Gefangenen über ihre gute Führung Zeugnisse ausgestellt werden. Ich hatte zwanzig Jahre, aber ich führte mich so gut, daß ich nach 10 Jahren berechtigt war, meine Freilassung zu erhoffen. Es handelte sich nur um die nächsten drei Jahre, und ich arbeitete fleißig, damit auch sie gut würden. Ich wußte, daß ich bei dem geringsten Verstoß alles verlieren würde und fast noch zehn Jahre abbüßen müßte. Das alles wußte ich. Nie vergaß ich es. Ich wollte wieder frei werden, irgendwohin gehen und den Kampf von neuem aufnehmen — um noch einmal ein Mensch zu werden . . .“

„Wir sind über alles unterrichtet, was die Akten über Sie unterhalten. Weiter also.“

„Nun, wie es denn so kommt. Wie Sie wissen, wurden in den Steinbrüchen große Arbeiten unternommen. Man brauchte die kräftigsten Männer des Gefängnisses. Es waren jedoch nicht viele. Es gibt nie viele kräftige Männer im Gefängnis. Ich gehörte zu denen, die an diese schweren Arbeiten gestellt wurden, und ich entledigte mich meiner Aufgabe gewissenhaft. Nun aber wurden uns Extraarbeiten nicht mit Geld bezahlt, sondern wir erhielten Kerzen, Tabak und Kleider. Ich tat diese Nebenarbeiten gern und übernahm sie sogar für andere. Jeden Sonnabend mußten wir uns bei dem Oberwärter in einer Reihe aufstellen, um unsere Vergütung in Empfang zu nehmen.“

So hatte auch ich mich eines Samstags wieder zu den anderen in die Reihe gestellt. Vor mir stand ein langer Mensch. Aber ich vergaß zu bemerken: nachdem man seinen Lohn erhalten, trat man einige Schritte fort in eine andere Reihe, um in die Zelle zurückgeführt zu werden. Als ich vorzutreten hatte, erbat ich meinen Lohn in Tabak. Der Oberwärter sah mich mit einem

stechenden Blick an und sagte: „Sind Sie denn schon wieder da?“ Ich bemerkte, ich wäre an der Reihe und möchte meinen Lohn in Empfang nehmen. Er schlug in seiner Liste nach und erklärte: „Sie haben Ihren Lohn schon abgehoben. Ich gab Ihnen Tabak.“ Und er befahl mir, ich solle mich in die Reihe der schon entlohten Sträflinge stellen. Ich versicherte ihm, ich hätte keineswegs meinen Tabak schon erhalten und sei noch gar nicht vorgerufen worden. Er aber erwiderte: „Verderben Sie sich Ihr Führungsbuch nicht, indem Sie versuchen, ein wenig Tabak zu erschwindeln. Besinnen Sie sich, Wegtreten!“ Das verletzete mich aufs tiefste. Ich war tatsächlich noch nicht aufgerufen worden und hatte meinen Lohn noch nicht erhalten. Ich hatte nie geschwindelt, und kein Mensch hatte ein Recht, mich Schwindler und Gauner zu nennen. Ich blieb unerschütterlich und erklärte: Ich weiche nicht von der Stelle, bevor ich erhalte, was mir zusteht. Ich bin kein Gauner. Niemand kann mich so nennen, und hat das Recht, mir meinen Lohn zu stehlen!“

Er wurde blaß und befahl abermals: „Wegtreten!“ Ich aber antwortete: Ich gehe nicht eher fort, bevor ich nicht meinen Lohn erhalte.

Da hob er die Hand. Die beiden Wachtposten hinter ihm legten auf mich an, und die Posten an der westlichen und östlichen sowie die Torwache taten das gleiche.

Der Oberwärter wendete sich nun zu einem seiner Untergebenen und befahl ihm, den Direktor zu benachrichtigen. Dieser kam. Der Oberwärter erklärte ihm, ich hätte versucht, meinen Lohn unberechtigterweise zweimal zu erheben, und hätte mich frech und auffällig gezeigt, indem ich mich geweigert, wieder in Reihe und Glied zu treten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Teppich.

Der Abendwind strich übern Fenstersteig,
Wo dunkelrot die frühen Rosen glühten,
Die eines Tages heißer Ruß gefenkt,
Und streute ihre Blätter in das Zimmer,
Auf seines Teppichs bunte Arabesken.
Ein Rätselwort uralter Runen blühten
Vom dunklen Grund die farbenhellen Zeichen,
Ein Blumenlor auf schwarzer Grabeserde.
Da schwand der Raum, ich stand auf weiter Flur
Und rings umher begannen tausend Stimmen
Ein unvergleichlich Heldenlied zu singen.
Nun wußt ich klar, es trat mein müder Fuß
Die zeitbeglänzten Gräber der Geschlechter,
Die längst hinabgesunken in den Staub
Mit Lieb und Streit und ihrer Sehnsucht Qual.
Wie ihres Schwertes kämpferreicher Stahl
Von blut'gem Tau im schweren Sande rostet,
Zerfiel ihr Werk, verwehte ihr Gebein,
Ein flücht'ger Staub, in alle Erdenweiten.
Uns blieb ein Glanz, der tröstend weiterwirkt,
Der licht und dunkel wie die Laten ist.
Jahrtausende schon webten ihres Selns
Geblickte Spuren diesem Teppich ein
Und bunt und bunter wird sein Fadenwert
Verschlungen tausendfach und sinnvoll doch,
Als habe eines Webers kund'ge Hand,
Geheimnisvoller Kräfte reich, geschaffen
Mit mühevolem Fleiß dies Wunderstück,
Das leuchtend unsrem Schritte weiche Stärke
Und reine Süße gibt. Ist es gemacht,
Nur eines Gottes Auge zu ergößen?
Den stillen Himmel ihm mit Glut zu schmücken?
Gibt hier das Leben nach dem Tod ein Fest,
Der Tod dem Leben, dem kommenden? Wer gibt
Hier Antwort meinem ungefüllen Fragen?
Und selbst der Tod spricht nur durch seine Tat.
Ich aber leb' und freue mich des Scheins,
Bin Herr von dieses Reichthums stolzer Pracht,
Die ich mit durst'gem Auge will genießen,
Bis es geschlossen ist zu ew'ger Ruh.
Vielleicht, vielleicht bist einst auch du, o Herz,
Das glühend Leben schafft und sich verzehrt,
Ein Ton, ein Schall, ein kleines Vogellied,
Ein Flämmchen Licht in dieses Glanzes Fülle.

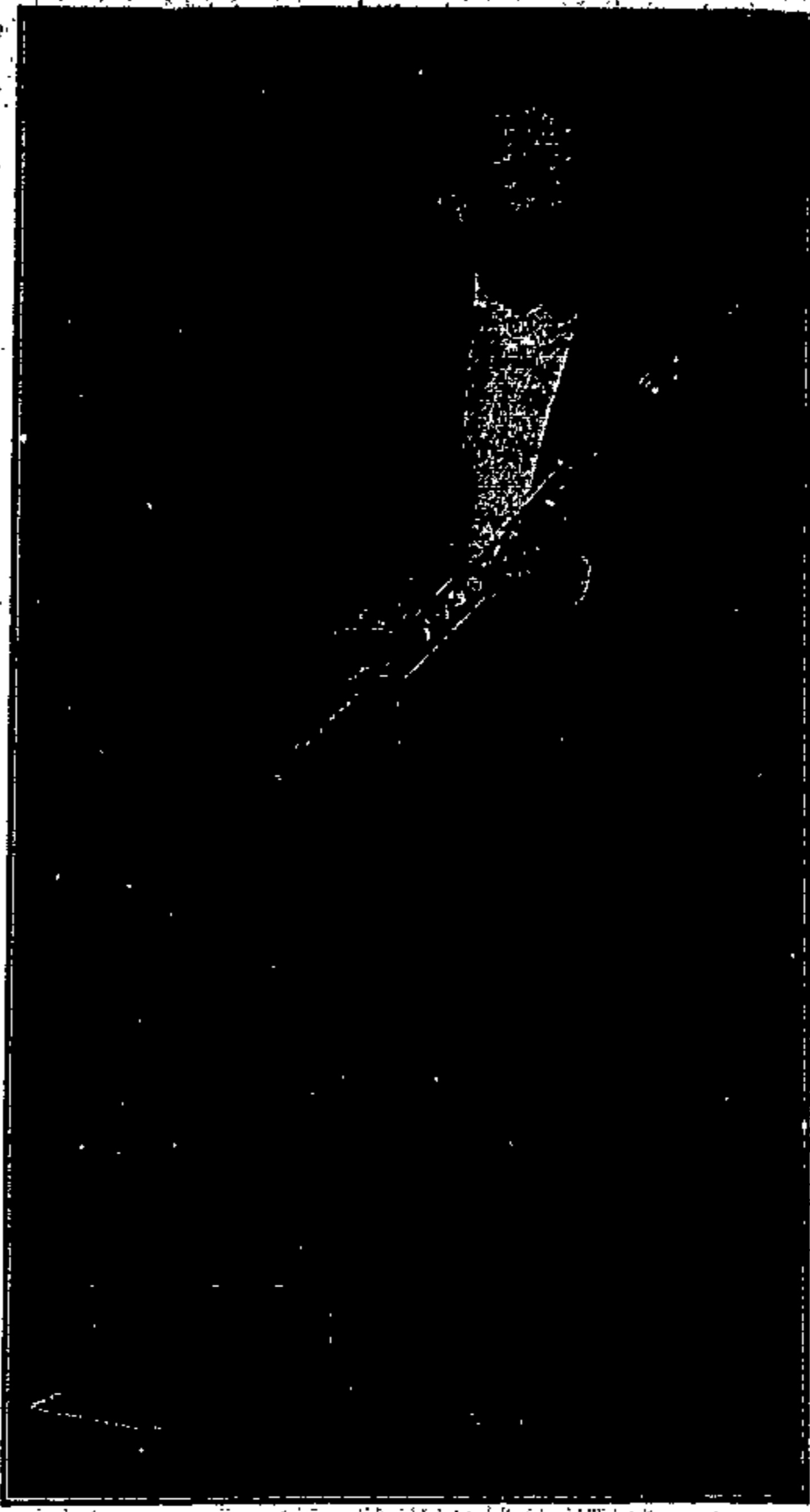
Otto Krille.

Technische Verbesserungen an Blasinstrumenten. Bei den letzten Festspielen in Bayreuth ist zum erstenmale in größerem Umfange eine beachtenswerte technische Verbesserung für Blasinstrumente erprobt worden. Da die verhältnismäßig einfache Erfindung eines Schwertner Müllers geeignet ist, sowohl die Lungenarbeit des Musikers außerordentlich zu erleichtern, als auch das abschließende Ausführen der schwierigsten Spielaufgaben überhaupt erst zu ermöglichen, so findet sie große Beachtung. Um sich die Bedeutung dieser Neuheit richtig klar machen zu können, muß man wissen, daß unsere Blasinstrumente in zweierlei Hinsicht bisher einen Mangel aufwiesen. Der Bläser, der doch die erforderliche Luft durch die Tätigkeit seiner Atmungsorgane erzeugen muß, wird bei zahlreichen musikalischen Aufgaben außerordentlich angestrengt, ja überanstrengt. Trotzdem ist vielfach ein abschließendes Spiel nicht zu erreichen, da der Bläser absetzen, d. h. erst wieder Luft in die ausgepumpten Lungen schaffen muß. Der „Tonbinde-Apparat“ ist nun eine Vorrichtung, die es ermöglicht, auf einem Blasinstrument gehaltene Töne, sowie schnelle oder langsame Passagen u. n. t. e. r. z. u. h. o. r. e. n zu spielen. Die hierzu nötige Druckluft wird von einem kleinen Gebläse geliefert. Dieses steht in einfachster Ausführung als kleiner Blasebalg auf dem Fußboden vor dem Musiker, der es durch den Fußdruck betätigt. Von dem Gebläse führt ein dünner Gummischlauch zu dem Blasinstrument; er endet in ein Mundstück, das in die Mundhöhle des Musikers schiebt.

Der Künstler hat so eine Reserve für den erforderlichen Luftstrom. Sobald die Luft der Lungen jeweils erschöpft ist, läßt er mit Hilfe des kleinen Gebläses einen Luftstrom in seine Mundhöhle treten. Dieser gelangt von hier in das Instrument, erzeugt also in derselben Weise die Töne weiter, wie es sonst durch Lungenluft geschieht. Für die Wertverteilung dieser Erfindung in der Praxis kommt die Tatsache zustatten, daß der Bläser während seines Spiels niemals die Zähne schließt. Es ist daher leicht, durch die Lippen hindurch das kleine Mundstück zu führen, welches den Zutrom der Gebläseluft ermöglicht. Soll nun die Druckluft aus der Mundhöhle zurück in das Blasinstrument getrieben werden, so hat der ausübende Künstler seine Zunge so zu beeinflussen, daß sie den Zugang zur Luftröhre verschließt. Hierzu gehören selbstverständlich einige Übungen, die aber bald zum Ziele führen, da es sich ja nur um eine Sache der Gewöhnung handelt. In dieser geöffneten Mundstellung vermag man sehr gut zu atmen, also der Zunge die entzogene Luft zuzuführen, da ja die Luft durch die Nase in die Atmungsorgane befördert wird, ohne jetzt in die durch den Rücken der Zunge verschlossene Mundhöhle gelangen zu können. Der Musiker hat selbstverständlich die Lippenstellung während der Zeit, die für die Preklustausströmung aus seiner Mundhöhle in Frage kommt, genau so zu wählen, wie es bei dem gewöhnlichen Spiel mit Lungenluft



Befestigung des Mundstückes für Preklustausführung.
B Blasinstrument, L Luftzuführung.



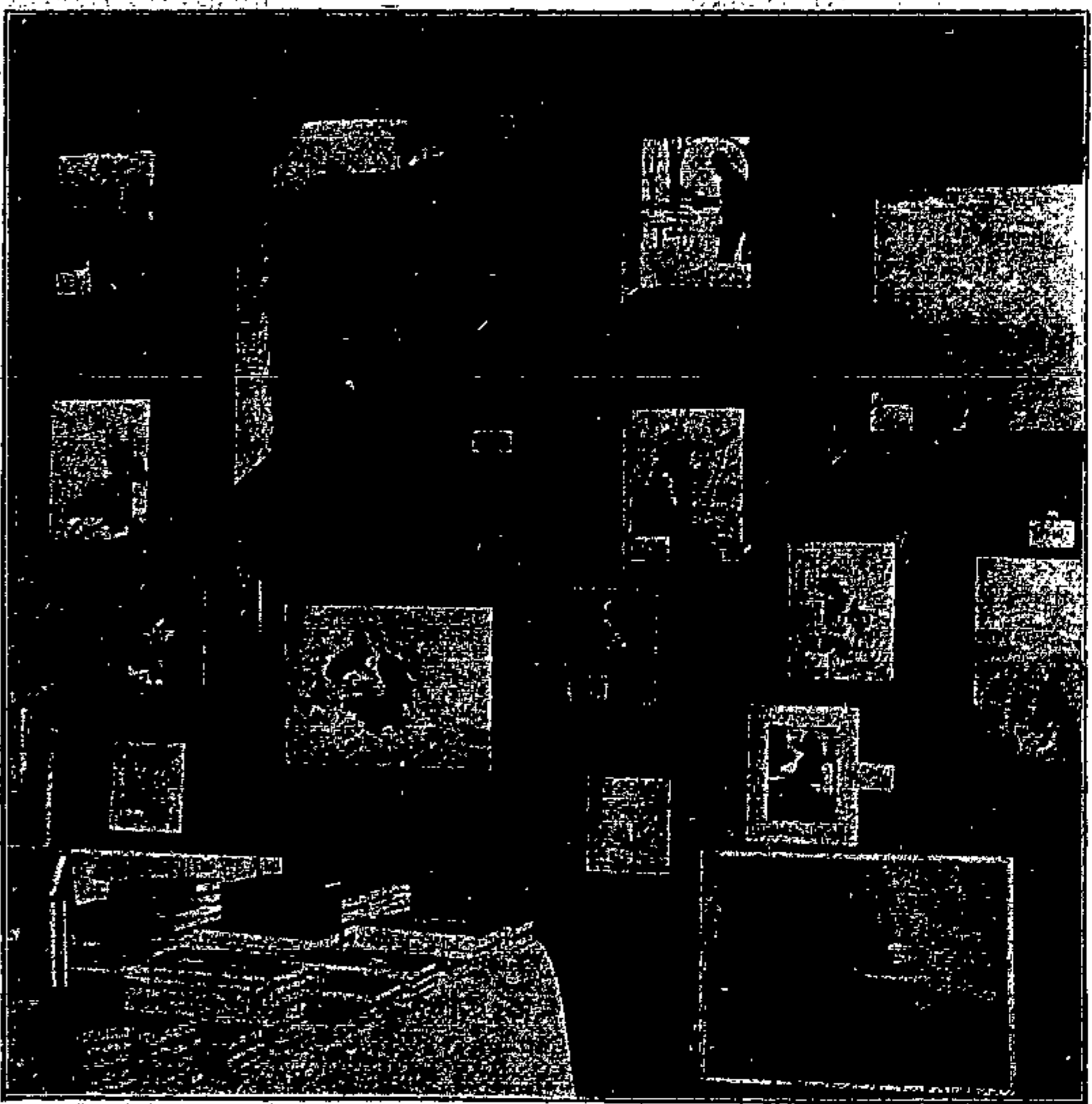
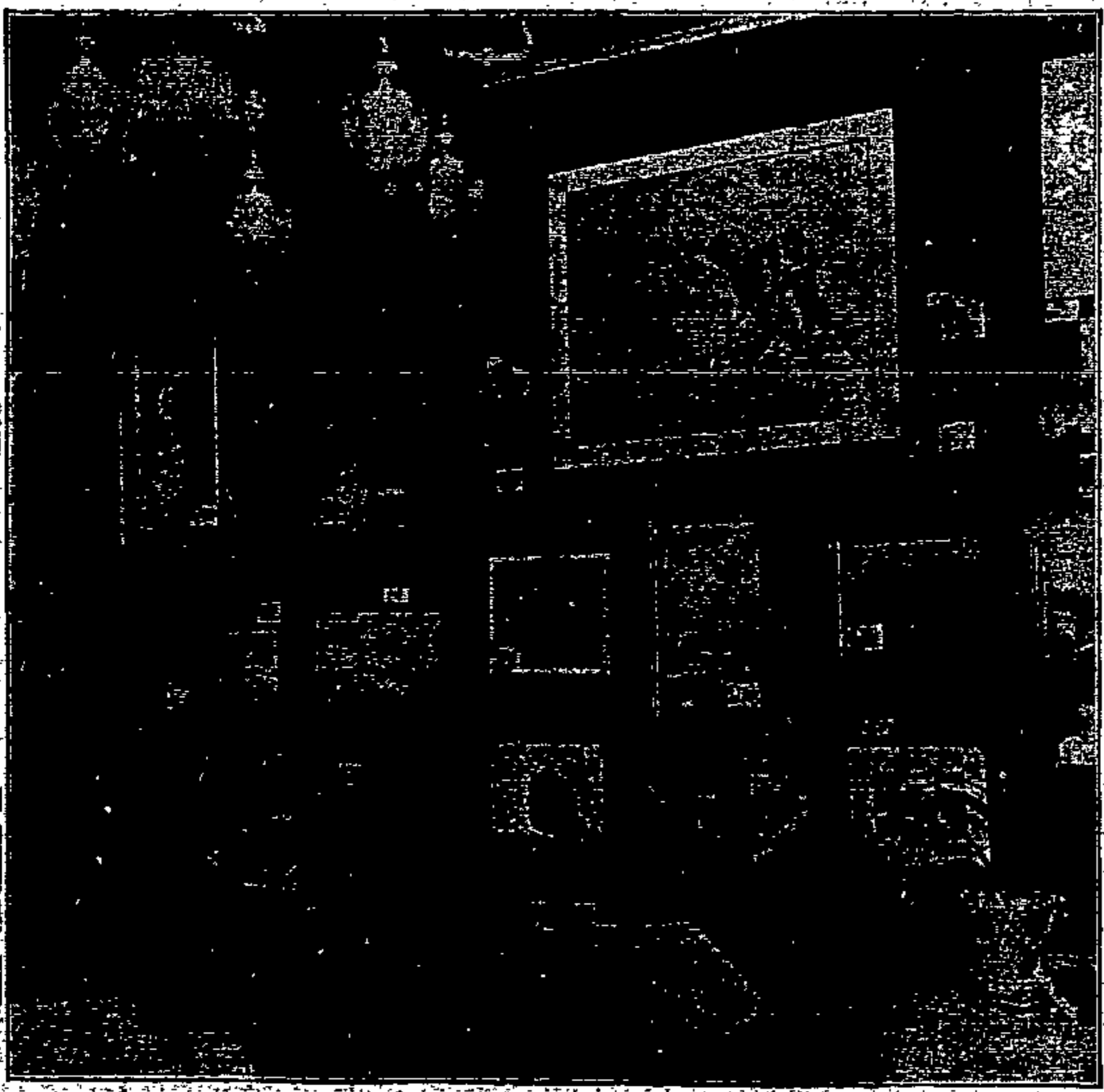
Praktische Anwendung des Tonbindeapparates.

geschieht. Der Tonbinde-Apparat setzt also immer in dem Augenblick ein, in dem die natürliche Luftzufuhr erschöpft ist. Die Hörer werden infolgedessen auch nicht mehr durch das Atemholen der Bläser, also durch Unterbrechung der Töne, gestört.

Der Tonbinde-Apparat, auch Aerophor genannt, kann bequem an jedem vorhandenen Blasinstrument mit Hilfe eines Halteringes festgeschraubt werden. Entsprechend dem Instrument ist das Mundrohr ein- oder gerichtet. Dieses kann höher und niedriger, mehr nach vorn oder nach hinten gestellt werden. Der Musiker vermag so die ihm bequemste Stellung des Mundstückes ausfindig zu machen. Die neue Erfindung ist bisher für Flöte, Oboe, Englisch-Hörn, Waldhorn, Tuba und Posaune als zweckmäßig erprobt worden. Das Orchester der Zukunft wird mit Hilfe dieser Erfindung wesentlich verbesserter sein. Bemerkenswert ist hierbei, daß man dem Musiker das Treten des Blasebalges dadurch abnehmen kann, daß man mit Hilfe eines Gebläsemotors Preklust in eine durch das Orchester gehende Luftleitung drückt. An diese Zuleitung schließen dann die Bläser ihre Gummischläuche an und werden damit auch der kleinen Arbeit des Blasebalgretens bei der neuen Erfindung überhoben.

Wie tief ist der Atlantische Ozean? Die Katastrophe der „Titanic“ hat auch das Interesse für die Tiefe des Atlantischen Ozeans wieder lebhaft werden lassen, zumal die seemannischen Bezeichnungen wie Faden, Knoten usw. dem Laien oft nicht ohne weiteres verständlich sind. Vielfach bestehen über die Tiefenverhältnisse der drei Hauptozeane der Erde überhaupt falsche Vorstellungen.

Am besten bekannt sind indes immerhin noch die Tiefenverhältnisse des Atlantischen Ozeans. Dies bestätigt auch der unseren Lesern nicht unbekannt Dr. J. Wiese in einem Aufsatz über den Meeresboden und die Tiefen der See, der in dem neuesten Heft der „Arena“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) erschienen ist. Nach den dort niedergelegten Angaben durchzieht den Atlantischen Ozean in der Mitte, wie ein Rückgrat, eine nicht unbedeutende Bodenerhebung, die bei Island beginnt und eine Länge von 15000 Kilometer besitzt. Zu beiden Seiten dieses Rückens liegen je zwei tiefe Becken oder Mulden mit 4000 bis 6000 Meter Wassertiefe. In diesen Becken gibt es aber auch auffallend flache Stellen oder Bänke, wo das Wasser kaum 100 Meter tief ist. Die vulkanische Natur dieser Bänke scheint sicher, manche von ihnen beherbergen große Fischreichthümer. Die Meeresgegend bei Neufundland (wo die „Titanic“ sank) weist ebenfalls eine solche Bank auf, die ihre Entstehung erratischen Anhäufungen zu verdanken hat. Im übrigen sind die größten bis jetzt im Atlantischen Ozean gefundenen Tiefen nördlich von Portoriko gelotet worden, nämlich 8841 Meter in 19 Grad 80 Minuten nördlicher Breite und 66 Grad 28 Minuten westlicher Länge und 7732 Meter in 19 Grad 80 Minuten nördlicher Breite und 66 Grad 12 Minuten westlicher Länge.



Handwritten text: Wandtafel, Bücher usw. im Ausstellungsraum des Wiener Arbeiterbildungsausstellung (Volkshaus).